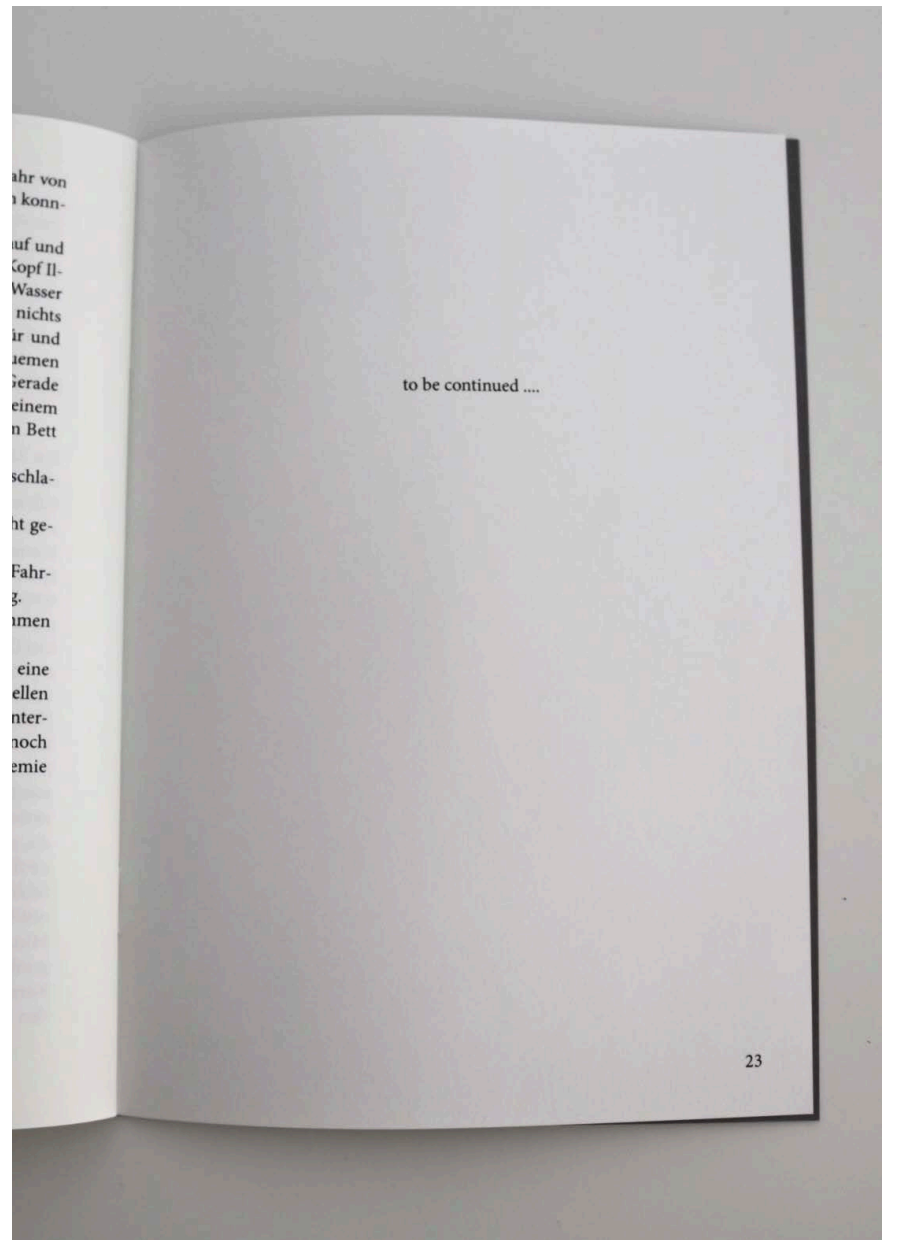
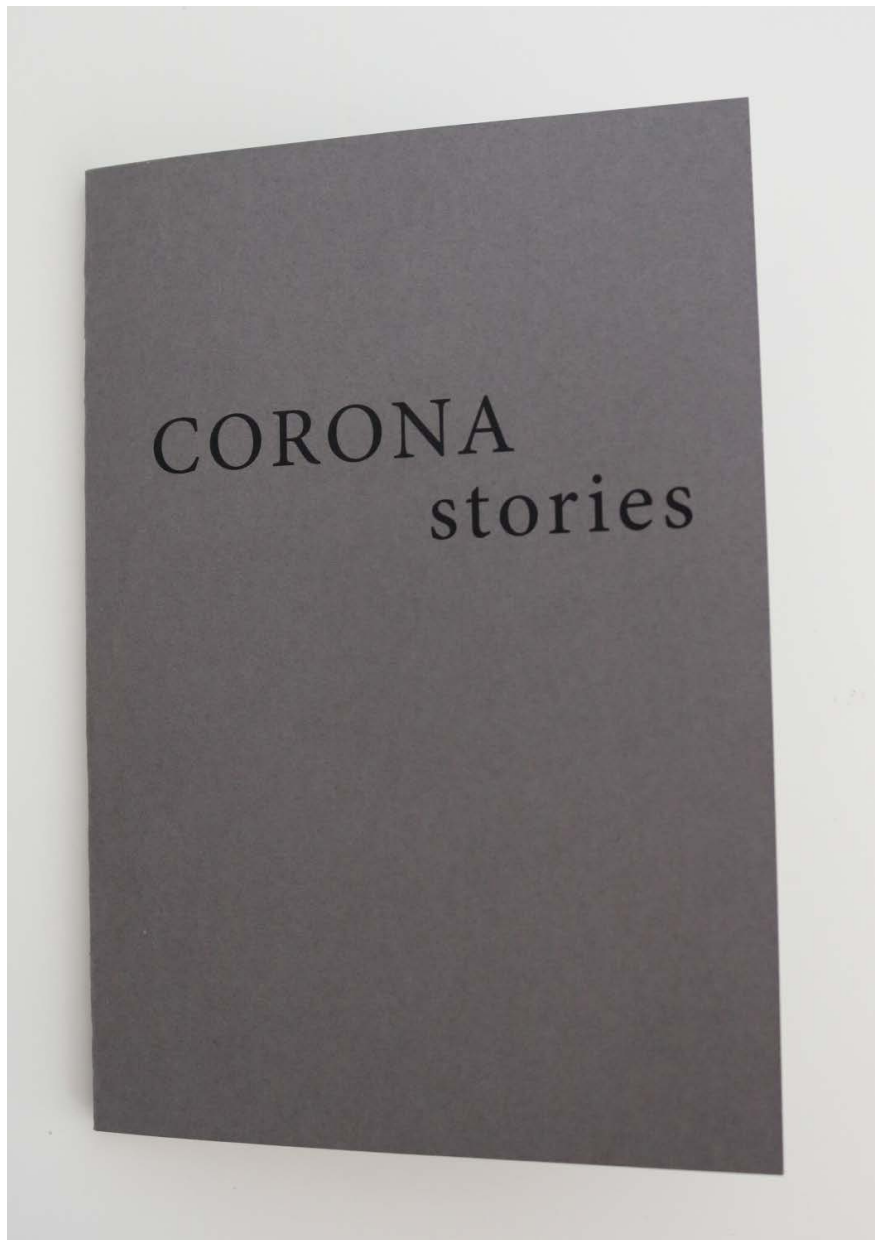


CORONA

stories



PRÄSENTATION DER KURZGESCHICHTENSAMMLUNG



DOKUMENTATION GEBUNDENE SAMMLUNG

den Fetzen ihrer Gespräche lauscht, spinnt sie oft Gedanken, was sein könnte und wie es sich anfühlt. Nicht, dass sie am liebsten aufspringen würde um die Menschen auf ihre Gedanken anzusprechen. Viel mehr reizt sie das Fantasieren in ihrem Kopf, wo ihr keine Grenzen gesetzt sind. Diese Freiheit lässt sie sich nicht nehmen.

Später, als sie auf ihrem Fahrrad wieder den Weg in ihre Wohnung antritt, sind viele der Menschen, die sie heute gesehen hat schon wieder aus ihren Gedanken verschwunden. Ihr Kopf kehrt zurück aus der Utopie des Draußens und überlegt was sie bis morgen noch für die Uni erledigen muss. So ist sie wieder auf dem Weg in das Drinnen, wo sie vermutlich längere Zeit verbringen wird. Ausflüge wie die heutigen, so wird ihr klar, lassen ihre Welt mit vielen anderen zusammenstoßen. Aber meistens stoßen sie voneinander ab und sie hat keine Chance in ein Draußen zu treten. Wann es soweit ist, wann es dazu kommt, dass sich ihre Welt mit anderen verzahnt, das ist nicht gewiss. Nur, dass erst dann, erst dort, ein Übergang in das Draußen gebnet ist, auf den sie treten kann.

FANTASIEN

Ladentüren stehen weit offen, ein Geschäft hat sogar die gesamte Glasfront zur Seite geschoben. Nicht deutlicher könnte die Nachricht sein: „Wir haben wieder geöffnet!“ Stühle und Tische stehen auf den Wegen vor Restaurants, heute nehmen sie noch mehr Platz ein, damit der vorgeschriebene Abstand eingehalten wird. Die Menschen füllen die Straßen, sie tummeln sich an den Schaufenstern, in den Läden, besetzen die Plätze der Cafés und Restaurants. Eine kleine Gruppe schießt Fotos auf dem Marktplatz. Die Szenen erscheinen ihr fast normal, als hätte es die Krise nie gegeben. Sie sieht Geschäftsmänner mit Anzug und Aktentasche, die ihr Mittagessen im Gehen verzehren. Frauen und Männer, die bummelnd durch die Straßen laufen. Und dann gibt es da doch eine Sache die das Bild trügt: Es sind die vielen bunten Gesichtsmasken, die viele von Ihnen tragen, um sich vor dem Virus zu schützen.

Die Menschen ziehen an ihr vorbei und je weiter sie die Ladenstraße entlangläuft und das alles im Vorübergehen aufsaugt, fragt sie sich, ob der Mundschutz nur Schein ist. Obwohl der Weg genug Platz bietet, laufen viele dicht aneinander vorbei, kürzen ab und schneiden die Wege, um als Erstes das Geschäft zu erreichen. Eine Frau läuft neben ihr, ihrer selbst sicher, ohne Mundschutz in ein Geschäft. Es wirkt als hätten viele das Virus schon wieder vergessen. Als sei für sie schon wieder der Alltag eingetreten und damit ein normales Leben.

Wieso auch nicht, fragt sie sich. Die Lockerungen ermöglichen wieder zur Arbeit zu gehen, etwas Geld in den Läden auszugeben, mit Freunden draußen gemeinsam zu essen. Es klingt, als könne wieder ein normaler Alltag eintreten und das Leben aus der Isolation geholt werden.

CORONA stories

Kurzgeschichten
verfasst von Marie Gröper

DIE BLASE

Die Uhr tickt leise an der Wand, vor dem Fenster klingt ein Windspiel vorsichtig in der Brise, Vögel zwitschern. Das Licht im Zimmer wird dämmerig. Der Tag neigt sich langsam dem Ende. Wieder einmal hat sie den vorgeetzten Zeitplan nicht eingehalten, sodass auch an diesem Abend noch die Arbeit am Schreibtisch wartet. Doch zunächst steht noch Abendessen auf dem Plan. Die Frage was es heute gibt, besteht nicht lange, das, was der Kühlschrank so hergibt. Vielleicht etwas Salat und eine Scheibe Brot mit selbstgemachtem Hummus. Diesen zuzubereiten, hatte sie sich heute erlaubt. Danach geht es wieder an den Schreibtisch. Tippen und Zeichnen. Bald erlischt das Licht und die Lampe auf dem Schreibtisch hüllt das Zimmer in ein gelbdämmriges Licht. Eine Weile noch weitermachen, sagt sie sich, bis sie nach einer Stunde aufsteht, um ins Bett zu gehen.

Am nächsten Morgen warten neue Aufgaben, die erledigt werden müssen. So ziehen die Tage vorüber, unterbrochen durch den gelegentlichen Einkauf von Lebensmitteln im Discounter. Ab und zu eventuell zu dem kleinen Laden gleich die Straße runter, um saftiges Obst und Gemüse aus der Region zu ergattern. Auch geht der Weg manchmal zum weiter entfernt gelegenen Supermarkt, wo sie Milch und Joghurt in Glasgefäßen kaufen kann und die bessere Marmelade. Das macht sich dann später meist im Geldbeutel bemerkbar, aber das ist es ihr wert. Zu den Riesenmengen Plastikmüll, die wöchentlich in den Sammelcontainern landen, will sie möglich wenig beitragen. Vollständig plastikfrei einzukaufen, macht die Lebensmittelindustrie unmöglich.

Neben diesen verschiedenen Wegen zum Lebensmitteleinkauf, führt der Weg nur noch zum Sport in die Natur. Soweit es in der Stadt eben Natur gibt. Meist fährt sie Fahrrad auf dem Weg entlang des Flusses, der sich

durch die Stadt zwängt. Selten geht sie für eine gute Stunde spazieren mit einer Freundin, die an der gleichen Universität studiert.

Solange Covid-19 noch den Alltag beherrscht, wird sich wohl nicht viel ändern. Stunden und Tage vergehen. Ohne dass sie es merkte, waren schon fast vier Wochen vergangen, seitdem sie aus ihrer Heimatstadt zurückgekehrt ist. Warum sie nicht wie die meisten ihrer Kommilitonen, von zuhause aus die Aufgaben der Uni bearbeitet hat, kann sie sich selbst nicht richtig erklären. Wäre doch sicherlich bequemer gewesen, umsorgt zu werden. Zu groß war aber dann doch die Verlockung, wieder selbstständig zu sein, vielleicht auch die stille Hoffnung, sie würde einfach in die gleiche Situation zurückkehren, in der sie die Stadt verlassen hatte, vor der Krise. Als das Treffen der Freunde in der Uni zum Alltag gehörte und nicht das Kochen in der eigenen Küche.

Andererseits hat es aber auch seinen Sinn, so kann sie zumindest die Orte und Viertel besuchen, in denen sie Strukturen analysieren und Prozesse beobachten soll. Auch sollte die Wohnung nicht die ganze Zeit leerstehen, zu hoch ist die Miete. Außerdem ist das Leben doch genauso schön wie zu Hause. Eigentlich sogar freier und selbstbestimmter.

Aber dann durch Corona wieder doch nicht. Wenn sie letztes Jahr noch Samstag vormittags ihre Kommilitonen in der Uni getroffen hat und abends auf ein Bier in der Bar mit den Freunden sich entspannt hat, so fühlt sich das für sie an wie eine unerreichbare Erinnerung. Zu weit weg scheint die Möglichkeit, dass es schon bald wieder so werden könnte. Zu absurd die Vorstellung, wenn mehr als die Hälfte der Geschäfte geschlossen haben.

Also definiert sich ihr Alltag durch das Drinnen in ihrer Wohnung und das Draußen, dessen Anonymität sie nur durchdringt, um Besorgungen zu erledigen. Das Leben scheint damit in eine Art stille Existenz übergegangen zu sein. Der Tag beginnt, die Stunden verrinnen. Der Arbeitsaufwand ist einer der wenigen Dinge, die sich in diesem Jahr nicht geändert haben. Sie nimmt es so hin, akzeptiert die Situation. Und dann in manchen Stunden überwiegt wieder die Sehnsucht nach Normalität, in der das eigene Leben nicht diese schwebende, vor sich hinwabernde Wolke von Schlafen, Essen, Arbeiten ist, in der nicht jeden Tag das Gleiche geschieht, weil es keinen Einfluss durch andere gibt. Und mit jedem Tag wächst die Sehnsucht, sich aus dieser Existenzblase befreien zu können.

HAUCH VON DRAUSSEN

Der Fluss rauscht, ein Gemisch aus Kies und Sand knirscht unter den Füßen der Spaziergänger. Das Rattern eines geschobenen Fahrrads unterstreicht ein angeregtes Gespräch über aktuelle Corona-Fallzahlen. Die Stimmen der Umgebung schwellen an, als eine große Gruppe in ihrem Rücken vorbeizieht. Lockerungen für das gesellschaftliche Leben wurden in den letzten Tagen viele bekannt gegeben. Das Stimmengewirr wird wieder leiser, verwaschen vom Wind, der in ihren Ohren rauscht. Sie spürt ihn auch auf ihrer Haut und eine leichte Gänsehaut überzieht sie.

Und wieder das Rad, das Knirschen, das Rauschen. Sie versucht alle diese Eindrücke gleichzeitig wahrzunehmen. In sich aufzusaugen, diesen Hauch von draußen. Und während sie da so sitzt und kurzzeitig die Luft der großen Welt schnuppert, spürt sie im Inneren etwas Dumpfes, das sie nicht unterdrücken kann. Es ist das Wissen, dass sie sich, obwohl sie sich physisch an der frischen Luft befindet, im Schneidersitz auf der karierten Picknickdecke hockend, sie doch nicht viel weiter aus ihrer eigenen Welt herausgekommen ist. All die Menschen um sie herum scheinen Teil einer anderen Welt zu sein. Teil einer anderen, größeren Welt oder genau wie sie, Teil ihrer eigenen Welten. Aus denen die Menschen aus verschiedenen Perspektiven auf die Welt außerhalb schauten.

Was das für Perspektiven sind und wie sie die Dinge sehen, wird sie wohl nie erfahren. Was sie morgen machen, ob zuhause auf sie jemand wartet, ob sie zur Arbeit gehen oder Tage im Homeoffice zu Hause verbringen, ob sie sich mit ihren Freunden treffen oder abgeschottet sind.

Die Liste der Fragen ist unendlich. Wenn sie die Menschen beobachtet und den Fetzen ihrer Gespräche lauscht, spinnt sie oft Gedanken, was sein könnte und wie es sich anfühlt. Nicht, dass sie am liebsten aufspringen

würde um die Menschen auf ihre Gedanken anzusprechen. Viel mehr reizt sie das Fantasieren in ihrem Kopf, wo ihr keine Grenzen gesetzt sind. Diese Freiheit lässt sie sich nicht nehmen.

Später, als sie auf ihrem Fahrrad wieder den Weg zu ihrer Wohnung antritt, sind viele der Menschen, die sie heute gesehen hat schon wieder aus ihren Gedanken verschwunden. Ihr Kopf kehrt zurück aus der Utopie des Draußens und überlegt was sie bis morgen noch für die Uni erledigen muss. So ist sie wieder auf dem Weg in das Drinnen, wo sie vermutlich längere Zeit verbringen wird. Ausflüge wie die heutigen, so wird ihr klar, lassen ihre Welt mit vielen anderen zusammenstoßen. Aber meistens stoßen sie voneinander ab und sie hat keine Chance in ein Draußen zu treten. Wann es soweit ist, wann es dazu kommt, dass sich ihre Welt mit anderen verzahnt, das ist nicht gewiss. Nur, dass erst dann, erst dort, ein Übergang in das Draußen geebnet ist, auf den sie treten kann.

FANTASIEN

Ladentüren stehen weit offen, ein Geschäft hat sogar die gesamte Glasfront zur Seite geschoben. Nicht deutlicher könnte die Nachricht sein: „Wir haben wieder geöffnet!“ Stühle und Tische stehen auf den Wegen vor Restaurants, heute nehmen sie noch mehr Platz ein, damit der vorgeschriebene Abstand eingehalten wird. Die Menschen füllen die Straßen, sie tummeln sich an den Schaufenstern, in den Läden, besetzen die Plätze der Cafés und Restaurants. Eine kleine Gruppe schießt Fotos auf dem Marktplatz. Die Szenen erscheinen ihr fast normal, als hätte es die Krise nie gegeben. Sie sieht Geschäftsleute mit Anzug und Aktentasche, die ihr Mittagessen im Gehen verzehren. Frauen und Männer, die bummelnd durch die Straßen laufen. Und dann gibt es da doch eine Sache, die das Bild trübt: Es sind die vielen bunten Gesichtsmasken, die viele von ihnen tragen, um sich vor dem Virus zu schützen.

Die Menschen ziehen an ihr vorbei und je weiter sie die Ladenstraße entlangläuft und das alles im Vorübergehen aufsaugt, fragt sie sich, ob der Mundschutz nur Schein ist. Obwohl der Weg genug Platz bietet, laufen viele dicht aneinander vorbei, kürzen ab und schneiden die Wege, um als Erstes das Geschäft zu erreichen. Eine Frau läuft neben ihr, ihrer selbst sicher, ohne Mundschutz in ein Geschäft. Es wirkt als hätten viele das Virus schon wieder vergessen. Als sei für sie schon wieder der Alltag eingetreten und damit ein normales Leben.

Wieso auch nicht, fragt sie sich. Die Lockerungen ermöglichen wieder zur Arbeit zu gehen, etwas Geld in den Läden auszugeben, mit Freunden draußen gemeinsam zu essen. Es klingt, als könne wieder ein normaler Alltag eintreten und das Leben aus der Isolation geholt werden.

Diese Vorstellung baut sich verlockend in ihren Gedanken auf. Einen All-

tag zu haben, der nicht darauf beruht immer am selben Tisch zu arbeiten, alleine Mittag zu essen und abends eine Serie zu schauen. Das sind alles Dinge die sie auch schon vor der Krise gemacht hat, aber da hatten sie irgendwie eine andere Bedeutung. Sie traten viel seltener auf und waren dadurch viel besonderer. Jetzt ist es jeden Tag so und die Sehnsucht nach Abwechslung wächst stetig.

Ihre Gedanken steuern wieder zur Normalität, die sie heute erfahren hat und sie fragt sich, wie ihre Normalität aussehen würde. Sie erinnert sich an die vergangenen Semester, wie sie Tag für Tag zum Uni-Gelände geradelt ist, in der Hoffnung noch pünktlich zu Vorlesung zu kommen. Auf dem Sprint die Treppe hoch noch einen Kommilitonen zu treffen und wieder durchzuatmen, nicht alleine zu spät den Hörsaal zu betreten. Und dann wie die Tage weiter vergingen, im Arbeitsraum und mit kleiner Mittagspause. Letztendlich hat sie vieles getan, was sie hier und heute auch tut. Von morgens bis abends am Laptop und vor dem Papier. Zu bestimmten Zeiten dem Professor lauschend und etwas Zucker dem Gehirn zuführend, um dann weiterzuarbeiten. Aber es war trotzdem anders.

Der Arbeitsplatz neben ihr war nie leer. Dort saß immer jemand der genauso viel zu tun hatte wie sie. Der Platz im Hörsaal neben ihr war fast nie leer. Die Vorlesung war meist eine gern angenommene Abwechslung zum Arbeitsplatz. Der Platz beim Mittagessen war nie leer, auch wenn das Essen der Mensa nicht immer zu genießen war. Und die Tage verstrichen, die Semester verflogen. Sie ist sich sicher, dass sie in der Situation damals nicht über „verfliegen“ gesprochen hätte, aber im Nachhinein empfindet sie es genau so.

Sie schreckt hoch aus den Erinnerungen, in denen sie schwelgt und ist sich nicht ganz sicher, ob sie es sich grad nicht ein bisschen schönredet. Aber das ist jetzt egal, denn die einzige Frage, die sie sich in ihre Gedanken drängt, ist, ob es wieder so werden würde. Einer Sache ist sie sich sicher. Sie wird nicht so schnell in ihr normales Leben, in dem Sie zwischen Drinnen und Draußen pendelt, zurückkehren können. Die Lockerung das gesamte Universitätsgelände wieder zu öffnen und die Massen an Studierenden wieder reinzulassen, wird wohl noch auf sich warten lassen. Und damit kommt ihr der Gedanke, ob sie überhaupt noch normal in die Uni gehen wird. Ab September soll sie schon an einem anderen Ort der Welt die Uni besuchen, wo die Situation wieder anders sein wird.

Was bleibt ist die Hoffnung, dass auch sie, wie die Menschen in der Straße,

bald wieder in ihr normales Leben zurückkehren kann. Was auch immer dann normal sein mag. Das scheint gar nicht so wichtig. Der Austausch und das Spüren anderer Welten, vor allem die Neugier, was in ihnen vorgeht, lässt die Sehnsucht weiterwachsen. Und mit dieser Sehnsucht verspürt sie tief in sich den Wunsch die Grenzen zwischen Drinnen und Draußen nicht mehr so deutlich spüren zu können, wie sie sie jetzt spürt und jeden Tag vor Augen geführt bekommt.

WITZ TROTZ CORONA

Elise ist schon eine alte Dame. Das Leben hat sie gezeichnet in den Falten auf ihrer Haut. Sie hat schon viel miterlebt, schließlich ist sie am Anfang des letzten Jahrhunderts geboren. Beide Weltkriege hat sie überlebt und sitzt noch heute mit ihrem schmunzelnden Lächeln auf den Lippen auf dem Balkon ihrer Wohnung. Schon in jungen Jahren war sie stets ein lustiges Mädchen und auch später hat sie sich ihr kleinen Witze nicht verneifen können. Ihre Kolleginnen und Kollegen auf der Arbeit genossen die Freude, die sie mit ihr hatten. Ihre eigenen Kinder waren des Öfteren dann doch genervt, aber hatten ihre Mutter natürlich trotzdem lieb. Besonders der Besuch ihrer Enkel ließ Elise manchmal wieder jung werden, zumindest im Herzen. Sie alberte mit ihnen herum und witzelte mit Lukas, dem Älteren, über alles Mögliche. Sie genoss diese Zeiten, in denen die beiden ihr allerlei Geschichten aus ihren Welten erzählten.

Heute war Montag, normalerweise wären gestern Lukas und Anni zu Besuch gekommen. Aber in der jetzigen Situation dürfen die beiden nicht kommen. Elise ist Risikopatientin. Angst vor dem Virus hat sie aber nicht. Auch wenn die kritische Lage wirklich fast die ganze Welt lahmlegt und auch sie nicht mehr gedacht hatte, so etwas mitzuerleben, von ängstlicher Natur war sie nie. Etwas sturköpfig musste sie dann doch ihrer Tochter zustimmen, dass ihr Nachbar von nun an Lebensmittel für sie besorgen würde und sie nicht mehr länger zu dem kleinen Gemüseladen ums Eck gehen konnte, um die röttesten Erdbeeren auszusuchen. Aber letztendlich sind das nur Kleinigkeiten, denen sie scheinheilig hinterher trauert. Ihr geht es gut und sie ist gesund. Das ist die Hauptsache. Das sagt sie sich jedes Mal, wenn sie daran denkt, wie abgeschottet sie von einem Tag auf den anderen wurde. Darüber nicht in Bitterkeit verfallen, sondern immer den Kopf oben

behalten. Das war schließlich eine der Sachen, die sie im Leben nur allzu oft gelernt hatte. So telefonierte sie also ab und zu mit ihren Enkeln und fast jeden zweiten Tag mit ihrer Freundin, die in der gleichen Situation feststeckt wie sie. Gesprächsstoff finden sie fast immer, ob es nun Erinnerungen aus alten Zeiten oder die Show vom letzten Abend aus dem Fernseher sind. Und irgendwie vergehen die Tage, und Elise hält sich tapfer in ihrer kleinen Wohnung und freut sich auf das nächste Telefonat mit ihren Enkeln, auf eine Geschichte von Draußen.

VIRUS ALS STEMPEL

Ein Husten unterbrach die Stille der Arbeitsatmosphäre. Jeden Tag etwas mehr. Mit den aufkommenden Halsschmerzen stand die Krankenschreibung an. Als das Fieber gemessen wurde, lag Eduard am nächsten Tag isoliert in einem Krankenhauszimmer. Es ging alles Schlag auf Schlag. Dann kehrte erst einmal Ruhe ein. Lange Zeit würde er hier in Quarantäne sein, isoliert von der Außenwelt. Infiziert mit dem Virus, vor dem sich alle in Acht nehmen. Aber Eduard hat Glück. Sein Krankheitsverlauf sei milde gewesen, sagen die Ärzte. Er sei gut davongekommen. Und das Einzige, was ihn jetzt noch interessiert, ist, dass er lebt und zurück zu seiner Familie darf. Die Vorstellungen nie wieder das Lachen seines Sohnes zu sehen oder nie wieder die schlauen Kommentare seiner Tochter zu hören, haben ihn in der Isolation des Krankenhauses nur zu oft zermürbt.

Seit einer Woche ist er nun jetzt schon wieder zuhause. Laut den Ärzten hätte er auch direkt wieder zur Arbeit gehen dürfen, aber der Chef hat ihm noch mindestens 14 Tage Homeoffice verschrieben. Eduard nahm dieses Angebot gerne an. So hatte er noch etwas mehr Zeit mit seinen Kindern und seiner Frau, bevor er wieder Montag bis Freitag unterwegs sein würde. Neben der Freude hatte er aber auch ein ungutes Gefühl verspürt, als er die Nachricht von seinem Chef erhielt. Es war die Bestätigung seiner Angst, dass nun seine Kollegen ihn als „infektiös“ sehen und ihm aus dem Weg gehen würden. Er versuchte dieses Gefühl der Bitterkeit zu unterdrücken und langsam wieder ein einigermaßen normales Leben aufzunehmen. Noch hatte er seine Kollegen nicht persönlich gesehen und da ihm noch eine Woche im Homeoffice blieb, verdrängte er die negativen Gedanken und ließ der Freude am Leben die meiste Zeit die Oberhand.

Der Alltag, in den er sich versuchte langsam wieder einzufinden, machte es

ihm gewiss nicht leicht. Besser gesagt die Menschen. Allen voran diejenigen, die er als seine Freunde bezeichnete. Viele, die ihn durch schöne, genauso wie durch schwierige Zeiten begleitet hatten. Von denen er gedacht hatte, dass auch diese Krise sicher keinen Keil zwischen sie treiben würde. Es wohnten viele befreundete Familien im Umkreis, sodass er des Öffteren jemanden Bekanntes auch mal beim Einkaufen traf. Am letzten Freitag hatte er zum Beispiel Hannah getroffen, eine alte Schulfreundin mit der er schon viel erlebt hatte. Er war gut gelaunt und freute sich sie zu sehen. Er ging enthusiastisch auf sie zu, während er laut eine Begrüßung ausrief. Hannah zuckte zusammen und drehte sich um. Es dauerte einige Sekunden bis sie im Gewirr des Ladens erkannte, wer sie gerufen hatte. Mit einem Satz wich sie zurück und floh förmlich zu ihren Einkaufswagen auf der anderen Seite des Regals. Mit einem guten Abstand von zwei Metern entspannten sich sichtlich ihre Züge und sie antwortete höflich auf Eduards Fragen. Auf die Frage, wie es ihr in der letzten Zeit ergangen sei, erzählte sie wie schwer es doch in der ersten Zeit gewesen sei und dass sie sich aber nun endlich letzte Woche mit ihren Freundinnen getroffen hatte. Eduard wurde klar, dass auch seine Frau zu dem Freundeskreis gehörte, die zu diesem Treffen aber nicht eingeladen worden war.

Damit war Eduards Freude schnell vergangen. Das ungute Gefühl hatte wieder eingesetzt und mit ihm die Trauer darüber, dass auch Hannah ihn für eine „Virenschleuder“ hielt. Viel schlimmer noch, sie schien es auf seine ganze Familie zu übertragen. Am liebsten hätte er ein Schild um den Hals getragen mit einer fetten Aufschrift: „Ich bin gesund! Ich habe das Virus überstanden!“ Ganz offensichtlich verstanden sie nicht, dass von ihm keine Ansteckungsgefahr mehr ausging. Auf dem Weg zu seinem Auto rannte er fast eine alte Dame um, die gerade versuchte den Laden mit einem schwergängigen Einkaufswagen zu betreten, so stark war die Wut in ihm aufgeköcht.

FROM A DISTANCE

Es war bitterkalt an dem Morgen. Die kahlen Äste der Büsche waren mit einer feinen Schicht aus Eiskristallen überzogen. Nebelschwaden hingen zwischen den Bäumen, durch die nur gedämpft Schritte anderer Spaziergänger drangen. Sie zog ihren Mantel etwas enger um sich, stellte den Kragen hoch und atmete tief ein. Die Kühle, die mit der Luft durch ihren Mundschutz drang, war angenehm. Endlich konnte sie nach ihrem langen Aufenthalt im Krankenhaus wieder einmal im Park spazieren gehen. Die Diagnose hatte sie damals kalt erwischt. Eine Welt war um sie herum zusammengebrochen, doch die Ärzte hatten ihr wieder Hoffnung gegeben und jetzt hatte sie ihre Therapie hinter sich, mit Erfolg, wie alle Untersuchungsergebnisse bestätigten. Endlich konnten sie wieder hinaus, sich mit Menschen treffen, durch die Stadt ziehen, leben!

Um sie herum lösten sich die dicken weißen Nebelschwaden langsam auf. Sie richtete ihren Blick wieder nach vorne, um sicherer gehen zu können und sah eine gebückte Gestalt aus dem Nebel treten. Die Schritte des Mannes waren langsam, was aber vermutlich seinem Alter geschuldet war. Er blieb stehen und blickte zurück. Kurz hinter ihm, mit etwas Abstand, lief sein Dackel, der tapfer versuchte, sein Herrchen mit schnellen Trippelschritten wieder einzuholen. Der alte Herr drehte sich wieder um, als er seinen Hund gesehen hatte und wandte seinen Blick dem Weg zu. Er erblickte die Gestalt, die ihm entgegenkam und blieb plötzlich stehen. Dann plötzlich, in unerwartet schnellen Bewegungen, bückte er sich zu seinem Hund herunter, leinte ihn an und zog ihn hektisch an den Rand des Weges. Er beschleunigte seinen Schritt und zog schnell an ihr vorbei, ohne sie noch einmal anzublicken. Verwundert sah sie ihm nach und fragte sich, ob sie mit ihrem Mundschutz gefährlich aussah.

Jahre sind seitdem vergangen. Ihre Krankheit ist geheilt.

Aber heute trägt sie wieder einen Mundschutz, damit sie geschützt im Lebensmittelgeschäft einkaufen gehen kann. Es ist vormittags und die Gänge stehen voll mit Konserven und Trockenwaren, die darauf warten, von den emsigen Angestellten eingeräumt und nur kurze Zeit später von hektischen Käufern wieder aus dem Regal gerissen zu werden. Es ist sehr eng, die Luft ist stickig. Sie holt zielstrebig die Sachen, die sie braucht und steuert dann auf direktem Weg zur Kasse. Aus dem Augenwinkel nimmt sie eine Bewegung wahr, die ihr immer näherkommt. Sie dreht sich vollständig um und sieht den alten Mann mit dem gebückten Gang. Zügig legt er seinen Einkauf auf das Band. Sie will sich schon wieder umdrehen, doch da tritt der Mann noch einen Schritt näher auf sie zu und reckt sich an ihr vorbei zu den Zigarettenschachteln. Sie tritt ruckartig einen Schritt zu Seite und macht den Mann darauf aufmerksam, wie wenig Abstand er zu ihr gehalten hatte. Er schaut sie ungläubig an und nuscht hinter seinem Mundschutz dann irgendetwas Unverständliches.

Sie schmunzelt über diese Situation. Damals im Park hätte sie sich gefreut, wenn er mit einem Gruß auf den Lippen in Ruhe an ihr vorübergegangen wäre. Aber er hat sie als Bedrohung gesehen, vor der er sogar seinen Hund schützen musste, nur weil sie einen Mundschutz trug. Heute, bei dieser real existierenden Gefahr, sich mit einem Virus anzustecken, blieb SIE lieber auf Abstand, welchen einzuhalten für IHN offenbar schwer war.

KÄFIG

Egal was ich tue, ob der Kaffee zu heiß ist oder das Bier nicht kalt genug. Die Schwellung im Gesicht würde keine Zeit haben abzuheilen. Wenn ich eine gute Note geschrieben habe, bleibt es vielleicht bei einem Schlag am Tag. Dann habe ich Glück.

Aber seitdem ich nicht mehr in die Schule darf, kann ich ihn mit meiner Arbeit nicht mehr besänftigen. Tag zu Tag schreit er mehr und immer lauter. Er geht nicht raus, und sitzt nur auf dem Sofa. Das Zimmer stinkt schrecklich und ich meide es so gut ich kann. Überall liegen Bierflaschen herum, die Mama, wenn sie abends von der Arbeit kommt, so schnell wie möglich versucht, zu beseitigen. Ich mag mir nicht ausmalen, was er ihr tun würde, wenn er über eine der Flaschen auf dem Weg in das Bett stolpern würde. Auch Mama versucht zu vermeiden. Für uns ist das die beste und sicherste Strategie, um zu überleben. Irgendwie konnte ich so vor der großen Krankheit jeden Tag verstreichen lassen. Wenn ich in der Schule war, habe ich es manchmal sogar fast vergessen.

Aber jetzt hat sich alles geändert. Ich sitze in einem Käfig, der mich aber nicht durch Gitterstäbe schützt. Ich kann nicht fliehen, ich kann nicht weglaufen. Mir bleibt, zu warten und irgendwie zu existieren.

Mein Magen knurrt und ich versuche mich durch das Labyrinth der Flaschen in die Küche zu schleichen. Von dem großen Stück Käse, das im Kühlschrank liegt, würde mein Vater nicht merken, wenn ich mir ein kleines Stück abschneide und auch die Mühe die Toastscheiben zu zählen, würde er sich heut sicher nicht machen.

Ich höre ein Rumpeln aus dem Wohnzimmer und erstarre. Ist er grad aufgewacht? Ich schau mich um, aber der einzige Weg zu dem sicheren Platz unter meinem Bett geht durch das Wohnzimmer. Ich fluche und lausche.

Ich höre nichts. Dann schaltet sich der Fernseher an und ich atme auf. Das bedeutet, er würde in den nächsten zehn Minuten nicht aufstehen. Das sollte reichen, um das Essen zu holen. Auf Zehenspitzen gehe ich weiter und erreiche die Küche. Ich steuere zielstrebig auf den großen Kühlschrank in der Ecke zu und öffne leise die Tür. Es knatscht leicht. In der nächsten Sekunde merkte ich, dass es ein Fehler war etwas aus dem Kühlschrank holen zu wollen. Die Zeit bleibt stehen und ich sehe wie in Zeitlupe was passiert: Zwei braune Glasflaschen rollen aus dem obersten Regal auf die Kante zu und fallen. Die eine trifft mich, die andere schepperte laut auf dem Boden und zerbricht in tausend Scherben.

Mein Ende.

Lautes Fluchen. Schreie und schwere Schritte. In Sekunden ist er bei mir. Er reißt mich an meinem T-Shirt hoch und schleudert mich in die Ecke. Geübt zieht er seinen Gürtel aus den Laschen und schlägt auf mich ein. Einmal, zweimal, fünfmal.

Sein aufgequollenes Mondgesicht verschwindet vor meinen Augen. Ich sehe nichts mehr. Nur schwarz. Ich habe Angst. Meine Rippen schmerzt fürchterlich. Der Schmerz betäubt mich. Ich kann nichts tun. Mein Gedanken schreien. Ich höre nichts und trotzdem ist der Lärm nicht auszuhalten. Nur Chaos und Verwirrung. Und Angst. Ich versuche ruhig zu atmen. Meine Gedanken drehen sich im Kreis, ich kann keine Bilder erfassen. Nur eines erscheint klar. Ein Satz brüllt mir mein Gehirn konstant in mein Bewusstsein: „Lauf weg! Lauf soweit du kannst, um nicht mehr die Schmerzen erfahren zu müssen!“

Aber wohin sollte ich gehen?

Wieder und wieder hör ich diesen Satz. Ich weiß ganz genau, dass ich schon längst hätte gehen müssen. Ich will aufstehen aber meine Muskeln reagieren nicht. Ich versuche zu atmen. Ich bekomme keine Luft.

Und mit einem Mal weicht der Schmerz. Ein seichtes Gefühl legt sich über mich und ich nehme es ohne Zögern an. Die Schreie in meinem Kopf werden dumpf, ich nehme sie fast nicht mehr wahr. Ich lege mich in diese weiche Wiege ohne Schmerz, ohne Angst, ohne Chaos.

KONTROLLVERLUST

Ein Zischen, ein Brodeln, ein Scheppern. Ein lauter Schrei. Sie rennt so schnell sie kann. Ein lautes Klirren. Sie beschleunigt und kommt mit einem Ruck zum Stehen. Was sie sieht, lässt ihr Herz in die Hose rutschen. Blut, alles voller Blut. Glasscherben liegen überall auf dem Boden verteilt. Ein kleines Wesen hockt dort in mitten des Chaos auf dem Boden, überzogen mit roten Spuren. Es schluchzt bitterlich und bewegt sich nicht. Sie stürmt wieder nach vorne, bis sie neben ihm kniet und vorsichtig die Scherben aus den Haaren zupft. Sein T-shirt ist voller roter Flecken. Sie hebt es vorsichtig hoch. Scherben klirren auf den Boden. Sie spürt die Scherben in den Unterseiten ihrer eigenen Füße. Dennoch läuft sie weiter aus dem Splittermeer heraus, um das Wesen von seinem Leid zu befreien.

Plötzlich hört sie eine Melodie von weiter Ferne. Ein Telefon? Eine Klingel? Ein Wecker?

Einen Blinzelschlag später ist alles fort. Das Blut, der Schmerz, die Verzweiflung. Sie kann sich nicht bewegen, liegt stocksteif und nass geschwitzt in ihrem Bett. Ganz langsam kommt sie zur Besinnung, versucht die Bilder, die noch immer in ihrem Kopf schwirren, zu verstehen. Sobald sich die Schockstarre von ihren Körper gelöst hat, steht sie auf und steuert das Zimmer ihres Sohnes an. Auch wenn die Bilder in ihrem Kopf Illusionen ihres Gehirns sind, will sie sicher gehen, dass es ihrem Sohn gut geht. Sie öffnet seine Zimmertür und sieht ihren Sohn tief und fest schlafend in einer für sie absolut unbequemen Position auf seinem Bett liegen und schüttelt erleichtert den Kopf. Gerade als sie sich wieder zum Gehen wendet, springt ihr eine rote Stelle an seinem Oberarm ins Auge. Erschrocken stößt sie die Tür auf, kniet vor seinem Bett nieder und nimmt seinen Arm in die Hand, als sei er aus Glas. „Mama, was ist? Warum weinst du?“, nuschelt ihr Sohn, der sie aus verschlafenen Augen verwundert anblickt.

„Johann, was ist dir passiert? Hast du Schmerzen?“, fragt sie leise. „Aber Mama, die Schramme hab ich mir doch geholt, als ich mit dem Fahrrad hingefallen bin. Das ist doch schon zwei Tage her“, erwidert er stutzig.

Aus dem Nebel ihrer Gedanken tritt ein Bild hervor. Nur verschwommen nimmt sie den Sturz ihres Sohnes war.

Wieder sieht sie die Bilder aus ihrem Traum vor sich: Ihr Sohn, überkochendes Nudelwasser, das ihm ins Auge spritzt, die zerspringende Glascheibe, gegen die er vor Schmerzen läuft. Eine Sekunde lang fragt sie sich, wie solche schrecklichen Gedanken in ihr Unterbewusstsein gelangen und sie manipulieren. Aber tief in ihr weiß sie, dass sie Angst hat, überfordert zu sein, mit der ganzen Situation nicht klarzukommen: Der Virus, die Beschränkungen im öffentlichen Leben, das Arbeiten von zuhause und nebenbei noch die alltäglichen Dinge, wie den Haushalt zu erledigen und gleichzeitig eine gute Mutter für ihren Sohn zu sein.

Die Mischung von Wohnen und Arbeit ist schwierig für sie, wie auch für ihren Sohn, für welchen es kaum zu verstehen ist, warum er seine Mutter nicht stören darf, auch wenn sie nur ein Zimmer weiter sitzt. Oft kommt er in ihr Zimmer und fragt, wann sie endlich Zeit für ihn habe oder wann es denn Mittagessen geben würde. So rennt sie häufig zwischen Küche und Schreibtisch hin und her, weil sie mit ihrer Arbeit noch nicht vollständig fertig ist.

Damit verblasst immer weiter die Abgrenzung der beiden Bereiche, die für sie wichtig war, damit sie die wenige Zeit zuhause vollständig ihrem Sohn widmen konnte. Durch Corona ist sie nun den ganzen Tag zuhause und sie hasst das Gefühl, dass dieser Ort der Erholung für sie nun zum Ort des Stresses geworden ist. Gedanken, wann sie wieder an ihrem Arbeitsplatz und ihr Sohn in die Schule zurückkehren kann, beschäftigen sie täglich und treten mit jeder angekündigten Lockerung weiter in den Vordergrund. Nur die kleinen Momente zwischendurch, wie ein gemeinsames Mittagessen oder eine Runde Lego in der Kaffeepause mit ihrem Sohn, lassen sie aufatmen und erinnern sie immer wieder daran, wie einfach und schön das Leben eigentlich ist und auch während Corona sein kann. Und dann fragt sie sich wieder: Wie wird ein Leben nach der Pandemie aussehen? Wird es ein „danach“ überhaupt geben?

to be continued ...